

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 52 (1942)

Artikel: Das Glöcklein des Narren
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Glöcklein des Narren

Wenn „Die Glocke von Altenburg“ schwerfällig wie ein überfüttertes Gänschen über den Marktplatz meines Vaterstädtchens wackelte, war es gewöhnlich elf Uhr vormittags oder etwas darüber. Entweder läutete die größte Glocke oben im Kirchturm eben zum Mittagessen der Bürger, oder ihr feierlicher Klang war bereits verweht. In diesem Falle erhob „Die Glocke von Altenburg“ ihr schön gedehntes heiliges *Bim-Bam, Bim-Bam* und wandelte mit breit ausladenden Schritten und gemessen links und rechts ausschwingendem Oberkörper ihren Weg, der sie vom Dörfchen Altenburg, das weder eine Kirche noch eine Glocke sein nannte, an unserm Städtchen Brugg vorbei nach Windisch führte, wo ihr Vater in einer Fabrik als Arbeiter beschäftigt war. „Die Glocke von Altenburg“ nannten wir nämlich als Schulbuben, die bekanntlich für alle eigenartigen Menschen einen trägen Übernamen finden, einen gewissen blondhaarigen Jüngling mit dünn gekräuseltem Bart, der sich, wenn man ihn nach seinem Namen fragte, lächelnd und nieselnd als Heiri vorstellte. Mehr verriet er nicht und kannte wahrscheinlich auch keine näheren persönlichen Verhältnisse; denn Heiri war trotz seiner schönen, wasserblauen Augen, die fröhlich aufleuchten konnten, in hohem Grade schwachsinzig.

Aber was hatte das zu bedeuten gegenüber dem Ernst, mit welchem er den Handkorb, worin er seinem Vater täglich eine halbe Stunde weit das Mittagsbrot zutrug, abwechselnd an die linke oder rechte Lende drückte und sich eifrig wehrte, wenn ein neugieriger Junge den Deckel lüpfen wollte! Da konnte er fauchen vor Entrüstung und sogar dem, der arg zudringlich war, eine saftige Ohrfeige verabreichen. Der Mann in ihm erwachte und stellte sich so entschlossen, daß wir Angst vor ihm bekamen und davonliefen.

Fand ich sein kindisches Wesen und Tun gerade wie meine Kameraden lustig und seltsam, so nötigte mir der Ernst, mit dem er seinen Gang vollzog und seinen Handkorb wie ein Heiligtum verteidigte, etwas wie Achtung und Zuneigung ab, so

daß ich ihn niemals neckte oder reizte. Sein durch die Nase gesungenes, feierliches *Vim-Bam* schien mir zu beweisen, daß er seine Bestimmung, dem Vater das Mittagessen rechtzeitig und unangetastet von den Händen böser Buben zu überbringen, gewissenhaft erfüllte. So schlug ich mich manchmal auf seine Seite und versetzte etwa einem Frechling, der ihm bei der Ausübung seines nichtigen, für ihn selbst jedoch wichtigen Berufes ein Bein stellte, einen Puff, daß er zur Seite fuhr und sich schämte.

Allein der Schutz, den ich ihm gewährte, vermochte es nicht zu verhindern, daß sich immer wieder Rangen meines Alters, wenn die Schule um elf Uhr die Tore schloß, auf dem Marktplatz einfanden, um den Heiri oder die „Glocke“, wie man ihn kurzweg nannte, manchmal ein halbes Duzend stark, über die Promenade zum Städtchen hinaus und bis an die Aare hinunter zu verfolgen, wo ihn ein dem Ufer entlangführender Fußweg etwas rascher als die Landstraße nach Windisch brachte. Bei der großen, durch Weidengebüsch verdeckten Waag, wo der Fluß einen ungeheuerlichen Wirbel zog, in welchem schon mancher Badende ertrunken war, ließen wir jeweilen den „Narren“ ziehen, weil uns hier ein großes Geheimnis der Natur fesselte.

Ich mußte dem kindischen Manne, dem „Narren“, meine Zuneigung beweisen und schob ihm gelegentlich einen kleinen Milchweggen zu, den mir mein Vater geschenkt hatte, wenn mir in der Backstube eine Handreichung pünktlich gelungen war. Ach, das glückliche Leuchten in seinen wasserblauen Augen; das dankbare Lächeln, das ihm breit über das ganze Gesicht huschte, wenn er den Weggen entgegennahm und entzückt dareinbiß! Ich vergesse es nie! So glücklich machte es mich. Dann kam es wohl auch vor, daß der Narr für mich einstand und mir half, wenn mich bei einem unschuldigen Händelchen ein Kamerad tätlich angriff, und so schätzte ich den Armen wie einen braven Freund.

Nun rückte die Zeit heran, wo ich aus der Volksschule den gewichtigen Schritt in die Lateinschule zu tun hatte. Dies sei die Vorschule des Lebens, sagte mein Vater zu mir, und darum hätte ich fortan auf alle Kindereien zu verzichten. Hierzu rechnete er auch meine Kameradschaft mit meinem Schäfchen, der ich viel

freie Zeit zu Spiel und Pflege gewidmet hatte. Das ewige Bäh-Bäh, das sich aus meinem liebevollen Verkehr mit dem molligen Tierchen ergab, sei ihm verleidet, erklärte er heiter. Es wäre nun Zeit, daß ich eine Sprache mit reicheren und deutlicheren Formen lernte, die ich später als Arzt, Anwalt oder Pfarrer verwenden könnte.

Tatsächlich verkaufte er das Schäfchen eines schönen Morgens, da ich in den Ferien abwesend war, einem Fleischer, um mir den Schmerz der Trennung zu ersparen. Das Glöcklein aber, das ich dem Tierchen umgebunden hatte, legte er mir als Andenken auf den Schreibtisch, wo ich meine Schulaufgaben zu besorgen pflegte. Ich steckte es zu mir, als ich bei Schulbeginn an einem Vormittag um elf Uhr auf den Marktplatz ging, um mir mit einigen Kameraden noch etwas Bewegung im Spiel zu verschaffen.

„Hört“, rief da einer, der mir nachstürmte, den andern zu, „der Dölsi ist unter die Schafe gegangen; hört ihr?“ Wirklich klingelte das Glöcklein, das sie alle kannten, in meiner Rocktasche, wenn auch etwas stockig, und so standen sie einer nach dem andern still und lachten mich aus vollem Halse aus. Mehr beschämt als geärgert, machte ich mich los von ihnen und schlug die Straße nach Altenburg ein. Kaum war ich um die Ecke der ersten Gartenmauer gekommen, sah ich die „Glocke“ einherwandeln. Feierlich und schweigsam, wie er denn in der Regel mit dem Geläute erst beim Betreten des Platzes begann. Da fiel mir mein Schafglöcklein in den Sinn, und ich fragte mich, ob ich es nicht dem Armen schenken sollte, da er am Geläute etwas wie Lebensfreude zu empfinden schien. Bei mir hatte es ja ausgedient, seitdem „mein“ Schäfchen den Weg alles Fleisches gegangen war. Heiri lächelte mir schon von weitem freundlich zu, und als ich ihm das Glöcklein anbot, war er selig. Er stellte seinen Korb auf den Boden und hängte es sich an der gleichen geknüpften Schnur, die vordem das Schäfchen am Halse getragen, um den linken Arm, schüttelte mir zum Dank die Hand und trat dann seinen schwankenden Glockengang an, indem er immer, wenn er mit dem linken Fuß ausstritt, mit dem Glöck-

lein schellte. Nicht Spaß bereitete ihm dies, sondern Freude, himmlische Freude; denn wenn er sonst bei seinem feierlichen Bim-Bam beglückt schien, so beseelte ihn jetzt ein Überschwang der Empfindung, daß sein Antlitz strahlte, als würde es von innerem göttlichem Lichte erhellt.

Ich schritt neben der „Glocke“ hin, freute mich der Wohltat, die ich dem Armen erwiesen, und sah ihm von Zeit zu Zeit in die leuchtenden Augen, während meine Kameraden ein Weilchen verduzt dastanden, um ihm dann, neugierig, was weiter geschehen würde, zu folgen und ihn zu umkreisen wie junge Hunde ihren Herrn.

So kamen wir an den Fluß hinunter, wo der Weg eng wurde, so daß man nur zu zweien nebeneinander gehen konnte. Ich schritt, von seinem Glück erfüllt, an Heiris Seite dahin, um ihn so weit wie möglich zu begleiten und im Notfall vor Zudringlichkeiten eines der Kameraden, der ein angehender Rohling war, zu beschützen.

„Du, Heiri“, rief dieser nach vorne, „das fade Glöcklein haben wir jetzt satt; wir möchten wieder einmal die Glocke hören.“ Andere stimmten ihm bei: „Ja, ja, die Glocke von Altenburg. Die tönt viel schöner und voller! . . . Du bist doch kein Schaf, Heiri!“ höhnte einer. Da stand Heiri still, wandte sich um, sah ihn mit zorneregten Augen an und stammelte etwas wie einen Fluch. Es hätte mich beinahe gelüstet, umzukehren; allein ich fürchtete, es könnte dem Armen etwas zustoßen. Und als ich dann hörte, wie zwei der Kameraden einander die Drohung zuflüster-ten: „Wenn er die große Glocke nicht läuten will, nehmen wir ihm die kleine“, beschloß ich, für alle Fälle auszuharren.

Die kleine bimmelte wieder fröhlich in die Stille der Flußwiese hinaus, und die große ward wieder guter Dinge. O du liebliche Schafhirtenzeit! Warum soll nicht auch ein großes Kind an einem Glöcklein seine Herzensfreude erleben? Und haben wir ein Recht, es darin zu stören oder sie ihm gar zu verderben? Ist für den Schwachsinnigen dieses armselige Glöcklein nicht mehr wert als ein Haufe Goldes, mit dem er nichts anzufangen weiß? Und was hülfte es euch, so ihr die ganze Welt gewännet und

littet Schaden an eurer Seele? ... Ich fing in kindlicher Weise an zu philosophieren und fand, daß der Narr, der immer schwieg, mehr Weisheit lebe, als viele andere reden und verkünden. Weiß Gott, ich war auf dem Wege, Heiri meine Freundschaft anzutragen. Ich stand mit meinem ganzen Fühlen auf seiner Seite.

Auf einmal erhoben zwei der Kameraden hinter mir die Stimmen und sangen Heiris feierliches Vim=Vam, und die andern fielen ein, daß es klang wie ein Kirchenchor. Heiri merkte die Absicht, ward neuerdings verstimmt und schlug eine raschere Gangart an, so daß die Spötter über dem beschleunigten Zeitmaß fast außer Atem gerieten.

„Die Glocke von Altenburg soll selber läuten“, rief es jetzt gebieterisch von hinten, „die braucht doch kein Schafglöcklein.“

Jetzt waren wir in der Nähe der Waag, und das Feld öffnete sich. Die hintereinander Gehenden schwärmten aus und umzingelten uns. Ich erhielt einen Stoß, daß ich beinahe über den Uferdamm hinuntergestürzt wäre. Der Schreck lähmte mich für einen Augenblick. Da hatte der Frechling sich bereits an den Narren herangearbeitet und, während seine Helfer diesen festhielten, ihm das Glöcklein vom Arm gelöst. Als ich mich erhob, traf mich der rohe Kamerad mit einem knorrigen Ast und floh durchs Weidengebüsch auf die Waag zu. Jetzt aber geriet Heiri in Wallung, stellte seinen Korb auf den Boden und teilte Hiebe aus, daß die Burschen wie Spreuer davonstoben. Dann eilten wir dem Flüchtling nach und kamen eben dazu, wie er das Glöcklein am Aste festband und beides in die wirbelnde Waag hinauswarf.

Der liebe Narr stuzte einen Augenblick, dann tat er einen gellen, herzerreißenden Schrei, als hätte man ihm sein höchstes, heiligstes Gut geraubt, und stürzte sich, ohne daß ich ihn daran hindern konnte, in die Waag hinein, die den Unglücklichen in ihre mächtigen Wirbel hinunterriß, als er den Ast mit dem Glöcklein erreichte.

Er verschwand mit ihm in der Tiefe.

Seitdem, wenn ich ein Herdenglöcklein läuten höre, muß ich an den gutseligen Narren denken, der sein Glöcklein über alles



Prof. Dr. Adolf Vögtlin

(Photopress)

Bürger von Brugg

feierte am 25. Februar 1941 seinen 80. Geburtstag

liebte und mit ihm in den Wogen versank, das letzte Geheimnis,
das ihn mit dem Leben verband, in die Tiefe nehmend. Hat nicht
jeder so oder so ein Glöcklein, für das er gerne in den Tod
ginge? Und was steckt denn hinter dem Glöcklein? Ist es nicht
der besondere Ton einer Stimme, der uns mit unwiderstehlicher
Macht an sich reißt, an ein anderes Wesen bannt, daß wir ihm
folgen müssen?

Adolf Wögtlin

Heilige Stunde

Die Glockenklänge schweben
vom Turme und verweben
sich in gebrochener Gassen Raum.

Und wie sie feldwärts schwimmen,
wo Lichter einzeln glimmen,
erschwillt's zurück von Waldes Saum.

Du hemmst den Fuß zu lauschen,
und in dem großen Rauschen
verdämmern Erdenlust und Pein.

Unruhevollem Wähnen
enttauchend, suchst dein Sehnen
das wandellose Gottessein.

Hans Kaeslin